Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 27 (1951-1952)
Heft: 4

Artikel: Verse sehr gefragt! : Wer hätte das gedacht?
Autor: Stebler, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1071076

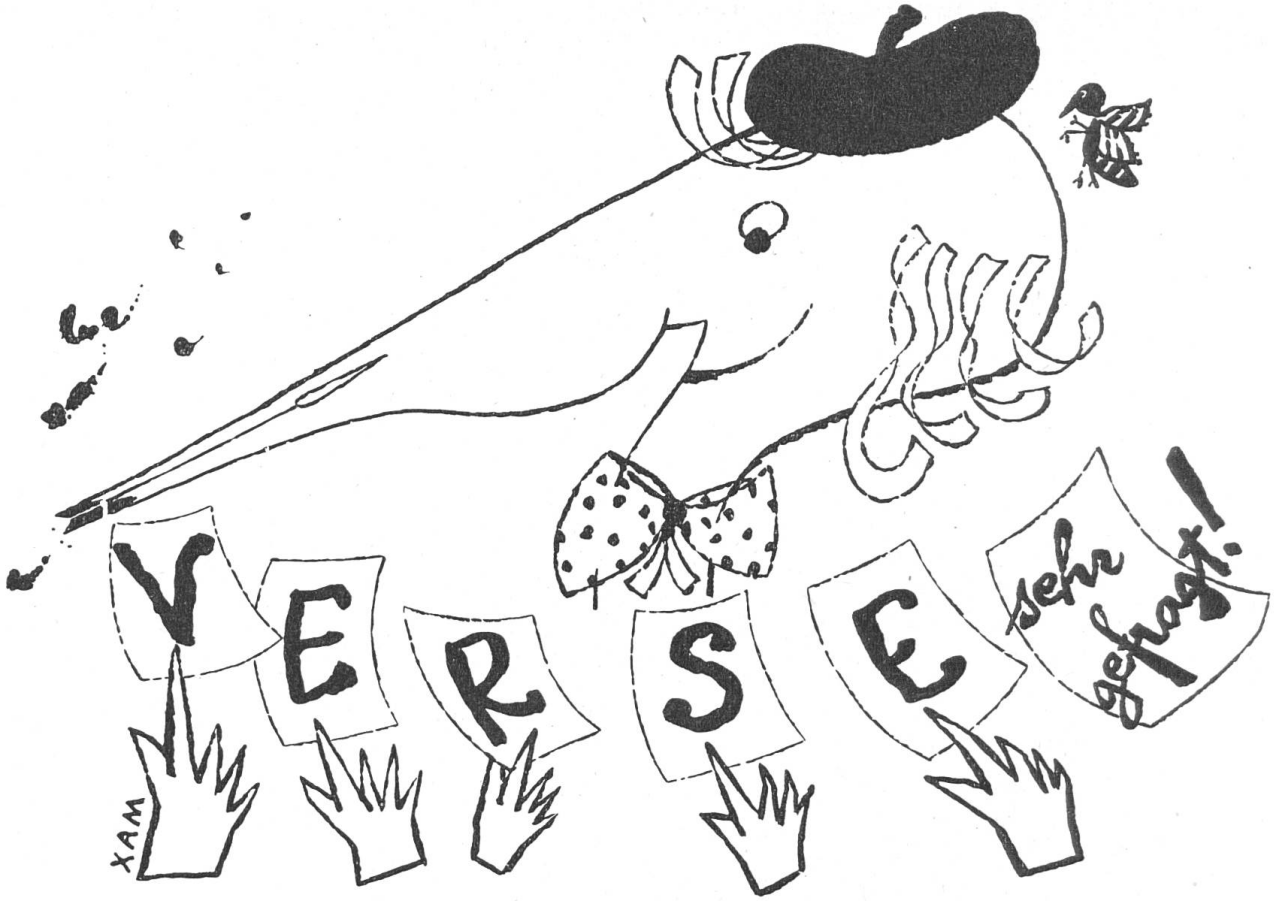
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Wer hätte das gedacht?

Von Jakob Stebler

Was zieht von der Rhone sich
bis zum Rheinesstrand?
Ach, es ist für dich und mich
unser Vaterland.
Ach, die liebe schöne Schweiz
hat für mich den größten Reiz.

Der obenstehende Vers soll als abschreckendes Beispiel wirken. Ich habe ihn zwar selber verbrochen; aber zu meiner Entschuldigung sei gesagt, daß ich damals neun Jahre alt war. Es gibt Verseschreiber, die über dieses Stadium des Kitsches überhaupt nicht hinauskommen, und wenn sie noch so alt werden. Einesteils haben sie recht, sich ihre vermeintliche Aufgabe derart zu erleichtern; denn die Nachfrage nach gereimtem Kitsch übersteigt alles Erdenkliche.

Seit diesem ersten Versuch habe ich schätzungsweise zweitausend weitere Verse fabriziert, teils schlechte, teils weniger schlechte, und vielleicht zwei Dutzend gute. Diese Massenfabrikation hat ihre Nachteile, wie wir gleich sehen werden.

Es ist traurig aber wahr — wenn ein begabter Lyriker ein Bändchen Gedichte herausgibt, findet dieses nur einige Dutzend und selten mehr als ein paar Hundert Käufer. Der Schriftsteller und Dramatiker Jakob Stebler, dessen Verse durch illustrierte Zeitungen und Radiosendungen einer breiten Öffentlichkeit bekannt wurden, belehrt uns jedoch, daß es auch auf dem Markte der Verse-Produktion eine Ware gibt, für die die Nachfrage größer ist als das Angebot: Das Gelegenheitsgedicht.

Aus Gefälligkeit

Vor zwölf Jahren landete ich in einem großen Verwaltungsbetrieb, der annähernd 1400 Personen beschäftigt. So viele Personen, so viele Familien- und Vereinsanlässe, an denen es ohne Verse nicht abzugehen scheint. Es dauerte natürlich nicht lange, bis es ruchbar wurde, man habe es mit einem Verseschmied zu tun, und schon stürzte sich männiglich auf das unglückliche Opfer. Wer vor mir hatte dranglauben müssen und ob er darob einen Nervenzusammenbruch erlitt, entzieht sich meiner Kenntnis; fest steht bloß, daß ich sehr bald «entdeckt» und mit den unmöglichsten Begehren überfallen wurde. Erst war es die nähere, dann die weitere Umgebung (denn so etwas spricht sich herum), dann kamen die zugewandten Orte; man hielt mich für eine Fabrik, die am laufenden Band Reimereien produziert, oder für einen Automaten, in den man oben ein bittendes Lächeln hineinwirft und bei dem unten ein Vers herauskommt.
Gelegenheitsverse sind gefragt. Sag es mit Versen, womöglich mit solchen, die ein anderer für dich verbricht. Qualität Nebensache. Ob es sich reimt oder nicht, ob es holprig ist oder nicht, ob sämtliche Gesetze der Dichtkunst übertreten werden, das ist gleichgültig; die Sache darf auch geistlos sein, sie wird dennoch dankbar entgegengenommen.

Sanfter Zwang

Der Beruf bringt es mit sich, daß man Vorgesetzte hat, die ihrerseits wieder mit noch höheren Vorgesetzten gesegnet sind. Und diese hohen Vorgesetzten haben dann und wann Geburtstag oder feiern ein Jubiläum; das gibt den kleinen Vorgesetzten Anlaß, sich bei ihnen empfehlend in Erinnerung zu rufen.
Zur Ehrung des Herrn X wird also ein großer Rummel veranstaltet, und weil dazu selbstverständlich ein Glückwunsch in Versform gehört, wird der Poet des Hauses mehr oder weniger offiziell beauftragt, diesen Vers zu gebären. Er müht sich in seiner Freizeit damit ab, lustlos, sei es, weil er den Herrn X bloß vom Hörensagen kennt, oder weil er ihn zu gut kennt; kurz, der Vers wird abgeliefert, die betreffenden Vorgesetzten machen am betreffenden Tag ein großes Trara um den noch höhern Vorgesetzten herum und überreichen ihm feierlich die Arbeit des kleinen Verseschreibers, den sie von einem ebenso kleinen Graphiker — ebenfalls unter leichtem Zwang — vorher hübsch säuberlich auf Pergament abschreiben ließen. Der große Manitou weint die obligate Rührungsträne und lädt seine Gratulanten huldvoll zum Bankett ein; sie sonnen sich an seiner Gnade, und vom kleinen Verseschreiber, den die ganze Geschichte drei Abende Arbeit gekostet hat, spricht kein Mensch; beim nächsten ähnlichen Rummel aber holt man ihn wieder aus der Mottenkiste hervor.

Ich habe mich ein Jahr lang oder zwei für die vielen Gefälligkeiten mißbrauchen lassen. Dann wurde es mir zu bunt; ich machte rücksichtslos Kurzschluß. Mögen die 1400 Leute ihren Versbedarf decken, wo sie wollen, ich lehne grundsätzlich jeden derartigen Auftrag ab, ohne Rücksicht auf die Bedeutung der Prominenz, der da gehuldigt werden soll.
Es fiele keinem Menschen ein, einen Architekten oder Baumeister zu beauftragen, für ihn einen Kaninchenstall zu bauen. Wenn man ihn schon nicht selber herstellen kann, geht man zu einem Bastler zweiter Klasse. Aber für das bescheidenste Verslein wendet man sich an einen Schriftsteller, den Baumeister des Wortes, der schließlich andere Dinge wälzt und einen höhern Ehrgeiz hat, als Verse nach Maß für die Hochzeit Künzli-Bünzli zurechtzuschneidern, so wie der Architekt andere Probleme im Kopf hat als den Gratisbau von Kaninchenställen.

Zum Ermel useschüttle

Ich weiß nicht, woher diese einfältige Redensart stammt. Ich begegne ihr jedoch auf Schritt und Tritt. Wenn ich Zumutungen, Verse zum Geburtstag wildfremder Menschen, die mich nichts, aber auch gar nichts angehen, dankend und unter Hinweis auf Zeitmangel ablehne, dann höre ich immer wieder das Gegenargument: «Aber Sie schüttled das doch bloß so zum Ermel us!»
Wenn diese Leute wüßten, welche geistige Anstrengung es braucht, einen guten Vers zu schreiben, und wieviel Zeit er beansprucht, benähmen sie sich vielleicht etwas zurückhaltender. Aber auch hier drückt sich wieder die Geringschätzung aller geistigen Tätigkeit gegenüber aus. Die gleichen Leute, die stundenlang an einem Geschäftsbrief herumdruck-

sen können, wenn er einmal über das Schema hinausgeht, erwarten von mir, ich werde ihnen einen langen und geistvollen Vers aus dem Handgelenk schütteln und ihn womöglich noch mit etwas sogenanntem Herzblut garnieren.
Noch schlimmer sind jene, die es gar nicht auf Qualität abgesehen haben und ein Sonnett von Rilke nicht von einem Schüttelreim unterscheiden können. «Wänn's nu irgend en Bruch isch», sagte mir einmal einer; «ich känne ja die Lüt chuum, aber sie händ mich yglade, und da mues ich halt öppis büüte.»
Gewiß erweist man jedermann gerne eine Gefälligkeit. Aber Gefälligkeiten, die einem ohnehin überbeanspruchten Menschen Abend für Abend stundenlange Arbeit verursachen, gehen denn doch ein bißchen zu weit. Daß die Leute den Vers vielfach nachher als eigene Arbeit ausgeben, sei nur so nebenbei erwähnt. So erinnere ich mich an einen Tingeltangelkomiker, dem selber nichts einfiel und der mich so lang um einen Vers anbettelte, bis ich ihm irgendeinen seinem Publikum angepaßten Unsinn schrieb. Der Mann verkaufte nebenbei «seine» Geistesprodukte in Broschürenform, und darunter befand sich denn auch mein Vers — unter seinem Namen natürlich.

Es regnet Aufträge

Weiß der Kuckuck, woher all diese Leute meine Adresse kriegen. Wenn ich auf der Humorseite einer Schweizer Illustrierten einen Vers verbrochen habe, liegen einige Tage darauf auf meinem Schreibtisch ein halbes Dutzend Zuschriften mit den üblichen Anliegen. Zuerst kommt die gewohnte plumpe Schmeichelei und dann die Bitte um einen Vers für Tante Josephine oder Onkel Sebastian.
Oder es heißt: «*Ich bin ein bekannter Humorist und habe an Abendunterhaltungen schon viele Ihrer Sachen mit dem größten Erfolg vorgetragen. Infolge der schlechten Krise (!) sehe ich mich gezwungen, immer mehr als Conférencier mein Brot zu verdienen und bitte Sie deshalb . . .*»
Oder da steht: «*Ich lese immer mit Vergnügen Ihre Gedichte in der X-Zeitung. Da ich selber Dichter bin, erlaube ich mir, Ihnen meine Werke (!) zuzusenden und Sie zu bitten, dieselben ein bißchen zu «versteblern». Ich wäre Ihnen sehr dankbar usw.*»
Die Werke bestanden aus Makulatur dritter Güte.
Vor allem aber, wie gesagt, sind es Verse für Familienanlässe, die erwartet werden. Was kann ich dafür, daß Tante Josephine Geburtstag oder sonst etwas Denkwürdiges hat? Ich habe sie nie gesehen, ich habe nie von ihr gehört. Ich lasse sie in Ruhe und wünsche nichts sehnlicher, als von ihren Neffen und Nichten ebenfalls in Ruhe gelassen zu werden.
Wenn sich immer neue solche «Kunden» melden, beschwichtige ich sie mit Vernunftsgründen. Eigentlich ist es ja sehr einfach. Wenn das Trudi der Mutter in vielwöchiger Arbeit einen Pullover strickt oder sonst etwas Nützliches, freut sich die Mutter bestimmt mehr darüber, als wenn es einfach in den erstbesten Laden geht und mit Vaters Geld irgendeine Konfektionsware kauft. Geschenke sind doch Dinge, denen etwas Persönliches anhaften soll, etwas Eigenes, Hausgemachtes. Sie sollen etwas eigene Anstrengung gekostet haben. Ähnlich verhält es sich mit Glückwünschen. Wenn man schon einen poetischen Glückwunsch anbringen will, bemühe man sich selber ein bißchen und nicht irgend jemanden, der nicht die geringsten Beziehungen zu dem zu Beglückwünschenden hat und also gar nicht in der Lage ist, Berührungspunkte zu finden oder gar die Seele mitschwingen zu lassen.
Ein Glückwunschvers müsse doch Persönlichkeits- und Gefühlswerte atmen, sonst sei er keiner. Das ungefähr sage ich den Leuten. Dann geben sie mir recht und fragen mich, in welcher Buchhandlung wohl Glückwunschkonfektionsverse zu billigem Preis zu erstehen wären. Denn kosten darf's natürlich auch nichts.
Aber das alles läßt sich nur im Gespräch von Mensch zu Mensch anbringen. Denen, die einfach schriftlich einen Vers bestellen, wie man etwa ein Paar Socken bestellt, muß ich die Sache in kürzerer Form auch wieder schriftlich erklären. So vergnüge ich mich denn durchschnittlich jede zweite Woche ungefähr einen Abend damit, wildfremden Leuten brieflich auseinanderzusetzen, daß ich anderes zu tun hätte, als ihre Großmütter, Tanten und so weiter zu besingen.
Oft geht es schneller, den Kunden zu befriedigen und ihm gleich irgendeinen Dutzendvers zu machen, als ihm die Gründe darzulegen, weshalb man es nicht könne.
Es gibt da unvorstellbare Fälle von Hartnäckigkeit. Ich nenne den krassesten: Im

Winter 1940/41 lag ich zwölf Wochen lang an einem Unfall im Inselspital Bern. Während dieser Zeit meldete sich irgendwer, der unbedingt seinen Vers haben wollte. Meine Frau schrieb ihm zurück, es sei unmöglich; Spital und so weiter; drei Tage später schrieb mir der Mann direkt ins Spital und erneuerte sein Anliegen. Wiederum mußte ihn meine Frau brieflich davon überzeugen, daß man mit einigen Knochenbrüchen und hohem Fieber keineswegs in der Lage sei, Verse zu schreiben. Und was geschah? Kurze Zeit nachher tauchte der Unverwüstliche höchst persönlich im Inselspital auf, um mich zu überreden, die Sache wenn irgendwie möglich doch ...

Er ist mit leeren Händen abgezogen. Und dabei kam er nicht etwa aus der Umgebung von Bern, sondern aus — Graubünden! Seinen Besuch motivierte er freilich damit, er hätte ohnehin geschäftlich in Bern zu tun gehabt.

Die schlimmsten Kunden sind aber jene, die einen telefonisch überfallen. Was es braucht, bis die abgeschüttelt sind! Wenn ich ihnen zehnmal sage, ich könne doch nicht für jedermann einen Vers schreiben, so antworten sie zwanzigmal, sie verlangten gar nicht, daß ich es für jedermann tue, bloß für sie allein, und das ginge doch so nebenbei. Sie werfen tausend Beweggründe in den Wortkampf und lassen von ihrem Opfer erst ab, wenn sie finden, das Telefongespräch sei sie nun teuer genug zu stehen gekommen.

Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert

Freilich mit Ausnahme der schriftstellerischen. Wenn ich mich schon aus Gefälligkeit herbeilasse, irgendwem mit einem Vers aus der Verlegenheit zu helfen, will ich für diese Gefälligkeit nicht bezahlt sein und lehne jede Entschädigung ab.

Es lohnt sich immerhin, auf das Kapitel Entschädigung etwas einzugehen.

Da sind einmal die schriftlichen Anfragen. In den meisten heißt es: «Senden Sie mir gegen Nachnahme ...», als ob ich ein Postversandgeschäft betriebe und Strumpfkugeln oder so verkaufte. Oder die Anständigen schreiben: «Geben Sie mir bitte Ihre Ansprüche bekannt.» Die ganz Anständigen, die Hochanständigen sozusagen, legen sogar Rückporto bei. Aber ihre Zahl ist sehr gering.

Ich möchte bloß das Gesicht des Bestellers sehen, wenn er seinen Vers wirklich per Nachnahme kriegte und der Nachnahmebetrag sich aus den Arbeitsstunden ergäbe. Einem Handlanger drückt man bedenkenlos drei Franken Stundenlohn in die Hand; welch Gezeter aber gäbe es, wenn ein Schriftsteller für eine Arbeit, die besondere Begabung und Kenntnisse voraussetzt, nur den Stundenlohn eines Handlangers berechnen wollte!

Im übrigen spekulieren die Leute ja ohnehin darauf, man halte es unter seiner Würde, seine Begabung per Nachnahme zu veräußern, und rechnen fest damit, man werde es gratis machen. Niemandem fällt es ein, einen Schuhmacher zu beauftragen, ihm für morgen abend einen Schuh nach Maß herzustellen, und zwar selbstverständlich ohne Bezahlung. Daß der Schuhmacher oder der Schreiner oder der Spengler oder irgendein Handwerker für seine Arbeit bezahlt werden muß, leuchtet jedem ein, dagegen hält es jeder für selbstverständlich, daß der Schriftsteller eine unvergleichbar anstrengendere Arbeit unentgeltlich besorgen soll.

Nun, wie gesagt, ich lehne die Ansinnen nach Möglichkeit ab. Wenn ich dann und wann doch darauf eingehe, so ist es, weil es sich um Leute handelt, die als «gute Bekannte» darauf Anspruch erheben, oder weil die Sache so eilt, daß sie keinen Ersatzmann mehr auftreiben können oder aber meistens, wie schon erwähnt, weil es der einzige Weg ist, die Bittsteller auf anständige Art loszuwerden. Ich schicke ihnen also den fertigen Vers mit einigen freundlichen Worten ohne weitern Kommentar zu, ohne aber auf den Passus, ich möge meine Ansprüche geltend machen, einzugehen. In keinem einzigen dieser Fälle hat sich nur einer bemüßigt gefühlt, mir auch bloß zu danken, geschweige denn sich zu einer materielllen Erkenntlichkeit aufzuschwingen. Dagegen durfte ich jeweils die Portokosten bezahlen.

Insgesamt habe ich in vier Fällen eine Entschädigung erhalten und angenommen, weil es sich um Bekannte handelte, die sich verletzt gefühlt hätten, wäre ihnen irgendeine Gegenleistung verweigert worden.

In zwei andern Fällen, in denen ich befürchten mußte, den Bittsteller durch das Ablehnen einer Entschädigung zu kränken, legte ich dem Vers zwei meiner Bücher bei mit der Bemerkung, den Vers wolle ich grundsätzlich

nicht bezahlt haben, dagegen stelle ich es ihm frei, die beiden Bücher zu erwerben. Es ist dies eine Art, seine Druckerzeugnisse, soweit man sie nicht verschenkt oder um sie angebettelt wird, zu verkaufen. Das entspricht ungefähr dem Vorgehen eines Käsehändlers, der, um drei Kilo Käse an den Mann zu bringen, dem Kunden eine Uhr im Wert von vielleicht fünfzig Franken in die Hand drückt. Natürlich tut das der Käsehändler nicht, weil er seinen Käse ohnehin losbringt; so etwas kann nur einem Schreiber passieren, der den verrückten Gedanken hatte, Verse, um die ihn alle Welt anbettelt, in Buchform herauszubringen und sich einbildet, diese Bücher würden nun auch gekauft.

Nun, im ersten Fall kam prompt das Geld mit einem freundlichen Brief, im zweiten Fall kamen beide Bücher zurück mit der Bemerkung, man hätte leider keinen Bedarf dafür, schicke mir aber als Gegenleistung für den Vers zwei Würste. Der Kerl schickte mir tatsächlich zwei grasgrüne Alpenklübler, die ich erst wochenlang dörren mußte, bis sie genießbar waren, als Entgelt für die Arbeit von zwei langen Abenden.

Um in diesem Zusammenhang noch einmal auf den Schuhmacher zurückzukommen: man benimmt sich ihm gegenüber auch in anderer Beziehung anspruchsloser. Das habe ich in meinen «Gereimten Glossen» (Verlag Francke, Bern) so dargetan:

«Ein Dichter war zu seinem Schaden
bei feinen Leuten eingeladen.
Er wurde etwas sehr vielleicht
bei Tische so herumgereicht,
und, wie das in Gesellschaft üblich,
wenn für das Opfer auch betrüblich:
Gleich war der Ärmste zur Geburt
von einem Geistesblitz verknurrt.

Ein Schuster saß beim gleichen Mahle;
kein Mensch geriet auf die banale
und ausgefallene Idee,
er hätte gleich nach dem Kaffee
nun einen Schuh zu fabrizieren;
man ließ ihn ungestört soupieren;
kein Mensch belästigte ihn groß.

Der Dichter aber dachte bloß,
als sich die Gäste dann verstreuten:
Wenn ich von solchen feinen Leuten
je wieder eingeladen bin,
dann gehe ich als Schuster hin!»

Maßarbeit

Die Leute, die erwarten, daß ich ihnen nach ellenlangen Angaben einen Vers schustere, sind noch bescheiden im Vergleich zu jenen, die gleich ein abendfüllendes Theaterstück nach Maß bestellen. Da will man irgendeine weltbewegende lokale Angelegenheit auf den Brettern glossieren und beschreibt dem Theaterautor in breiten Zügen die Charaktermerkmale der Personen, die da auftreten sollen, ihre Sünden und ihre ganze Naturgeschichte, und überläßt es ihm gnädig, irgendeine witzige Geschichte um diese Leute herum zu zimmern. In acht Tagen aber spätestens sollte man die Sache haben. Per Nachnahme!

Geistreiche Themen werden da gestellt, besonders für Hochzeitsanlässe. Meistens werden die trivialsten Jugenderinnerungen aufgetischt: es, das Miggeli, hätte schon als Kind die Soldaten gerne gesehen und kriege nun eben seinen Soldaten, oder es sei jeweils zur Großmutter geflüchtet, wenn es zuhause Griesbrei gegeben habe, oder es hätte stets darauf bestanden, einen Hans zu heiraten und nun sei es eben ein Heiri, kurz, man ersieht schon aus den Angaben, die einem da unterbreitet werden, welch höheren Unsinn man eigentlich erwartet.

Der ausgefallenste Brief dieser Art begann wörtlich: «*Schreiben Sie uns ein Theaterstück.* Darin sollen vorkommen ...» und nun wurde im einzelnen alles liebevoll beschrieben von der Knollennase des Gemeindeammanns bis zur Schwerhörigkeit der Vögelitante und dem Sprachfehler irgendeiner lokalen Größe. Das Begehren umfaßte die genauen Steckbriefe von gut zwei Dutzend Personen, und bei jeder war genau vermerkt, ob sie massiv oder mit Handschuhen angefaßt werden solle. Die Handlung sei mir vollständig freigestellt, hieß es gnädiglichst, Hauptsache sei, daß alle diese Personen irgendwie beschäftigt würden und sofort als Herr X oder Frau Y zu erkennen seien.

Ich antwortete dem Verein:

«Schicken Sie mir eine Kartoffel. Sie soll 176 Gramm wiegen, 6 Kiemen aufweisen, 11 cm lang und an der dicksten Stelle 5,5 cm breit sein. Das dickere Oval wünsche ich mir 1,76 cm tief von einem Engerling angefressen, das dünnere soll aussehen wie ein spitzes Ei mit zwei Warzen von 0,8 und 0,9 cm darauf. Sobald ich im Besitz dieser Kartoffel bin, werde ich Ihnen das gewünschte Theaterstück schreiben.»